



Götz Eisenbergs Durchhalteprosa

Das Geld ist queer

Rimbauds einst skandalöse Behauptung, ‚Ich ist ein anderer‘, gehört heute zur psychischen Grundausstattung des zeitgenössischen Subjekts, diesem Chamäleon multipel ausgelebter Existenzweisen.“

(Wolfram Schütte)

Nach dem durch Polizeigewalt herbeigeführten Tod von Mahsa Amini in Teheran kommt der Iran nicht zur Ruhe. Überall im Land wird gegen die Herrschaft der Mullahs und die religiöse Bevormundung demonstriert. Getragen werden die Proteste vor allem von jüngeren Frauen, die ihre Kopftücher ablegen und öffentlich verbrennen. Sie sind nicht länger bereit, sich in die ihnen zugeordnete Position einer halbfeudalen oder feudalen Abhängigkeit zurückdrängen zu lassen. Dem Iran und ähnlich verfassten Gesellschaften steht, wenn man so will, die Aufklärung noch bevor, die der Bevormundung durch die Religion ein Ende setzt und Macht und Herrschaft hinterfragbar macht, ohne dafür gesteinigt oder inhaftiert zu

werden. Es sind überfällige Modernisierungsprozesse, die in solchen noch archaisch verfassten Gesellschaften in Gang kommen und die im Fall ihres Gelingens die betreffenden Gesellschaften auf die „Höhe der Zeit“ heben. Und die Höhe der Zeit wird von den westlichen kapitalistischen Ländern vorgegeben, die als politischen Überbau eine liberale Demokratie aufweisen, die sich in den Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg als eine dem Geldverdienen günstige Staatsform erwiesen hat.

Noch, wird man einschränkend sagen müssen, denn hier sind allenthalben Involutionsprozesse zu beobachten, das heißt Bestrebungen, den demokratischen Rechtsstaat zugunsten effizienterer Herrschaftsmethoden zu modifizieren oder gar zu überwinden. Bewegungen, die lautstark einen sogenannten „regime change“ und „Freiheit“ einfordern, laufen immer Gefahr, dass ihre Forderungen nach Freiheit auf



Bild von Markus Spiske auf Pixabay

die Freiheit des Marktes und die Spielregeln der bürgerlich-liberalen Demokratie hinauslaufen und schrumpfen. Man kann in vielen dieser Bewegungen eine „Sehnsucht nach dem Westen“ (Alain Badiou) beobachten, die davon ausgeht, dass es ein besseres Modell als das der liberalen Demokratie und der Marktwirtschaft nicht gibt. Freiheit bedeutet hier zunächst Marktteilnahme und eine Erweiterung der Konsumchancen. Man möchte so leben, wie es die Influencerinnen auf ihren Instagramkanälen vorleben. Es ist das ein Leben mit teuren Kosmetikprodukten, schicken Klamotten, Markenschuhen und -handtaschen, schnellen Autos, den neuesten Smartphones und Eigentumswohnungen mit Pool im Garten unterhalb der Terrasse. An die Stelle einer autokratischen Regierung soll die geschmeidige Herrschaft des Marktes und des Geldes treten, die den Tüchtigen die Möglichkeit bietet, an Luxusgüter zu kommen und in eine Konsumelite aufzusteigen. Ich fürchte, dass diese Vorstellungen den Erwartungshorizont vieler Aufständischen begrenzen und dass der von ihnen eingeschlagene Weg sie direkt ins Herz des Kapitalismus führen wird, das ja in Wahrheit ein Maschinenraum oder ein Banktresor ist. Dass wahre Freiheit mehr ist, als über die Möglichkeit zu verfügen, zwischen mehreren Dutzend Lippenstiften wählen zu können und erst jenseits von Ware, Geld und Konsum beginnt, müssen viele von ihnen erst noch herausfinden. Vielleicht werden sie es auch nie herausfinden, weil

Freiheit bedeutet hier zunächst Marktteilnahme und eine Erweiterung der Konsumchancen

die Repression die Chance auf diese Entdeckung zunichte macht oder ihnen die Zeit für diese Entdeckung fehlt, weil der Planet vorher wegen des von ihnen erstrebten Lebensstils zugrunde geht. Es könnte eine bittere Ironie der Geschichte sein, dass die Aufständischen den westlichen Lebensstil zu einem Zeitpunkt anstreben, da er die Menschheit als Ganze gegen die Wand fährt. Die Ausgeschlossenen und Ärmsten der Erde werden wahrscheinlich keine Chance mehr haben, ihn zu erreichen.



Bild von [Shima Abedinzade](#) auf [Pixabay](#)

Damit ich nicht falsch verstanden werde: Ich ziehe den Hut vor jenen, die den Mut besitzen im Iran zu protestieren. Die Proteste haben laut Amnesty International seit ihrem Beginn im September bereits mindestens 130 Todesopfer gefordert. Wir haben auf der Seite der Protestierenden zu stehen, so einfach ist das zunächst. Erst wenn das geklärt ist, kann man in zweiten Schritt über den Charakter der

Proteste und ihre Chancen, eine wirkliche gesellschaftliche Veränderung herbeizuführen, nachdenken. Dass die Proteste im Wesentlichen von Frauen ausgehen und getragen werden, macht sie nicht per se zu etwas Revolutionärem. Es gibt ja weltweit einen Feminismus, der innerhalb des Bestehenden eine weibliche Dominanz anstrebt. Das Geld hat kein Geschlecht und es ist ihm egal, wer mit seiner Vermehrung befasst ist. Wenn sich Frauen geschickter anstellen bei der Geldvermehrung, wird das Kapital nicht zögern, sich in weibliche Hände zu begeben und ihnen das Kommando zu überlassen. Auch ein weiblicher Kapitalismus bleibt Kapitalismus. Herbert Marcuse hatte in seinen späten Jahren von einem „feministischen Sozialismus“ geträumt, der die Beschränkung des traditionellen Sozialismus mit seinem Fetischismus von Arbeit und Produktion überwinden könnte. Die Frauen könnten ihn mit Sinnlichkeit und Rezeptivität anreichern und ihn so instand setzen, ein neues und geschichtsangemessenes Realitätsprinzip hervorzubringen, das den ökologischen Erfordernissen Rechnung trägt und endlich das Kontinuum der Naturbeherrschung durchbricht. In all den Verlautbarungen und Stellungnahmen zu den Protesten im Iran deutet allerdings nichts in diese Richtung. Marcuses Thesen werden den Akteurinnen vorkommen, als stammten sie von einem anderen Stern. Das wird bei den hiesigen heutigen Feministinnen nicht anders sein, deren Aufmerksamkeit von Wokeness und gendergerechten Sprache beansprucht wird. So hat die Berliner Frauenbewegung es nach langen Auseinandersetzungen geschafft, dass ein Gedicht des Schweizer Lyrikers Eugen Gomringer von einer Berliner Hochschulwand entfernt wurde. In einem Kurzgedicht hatte es der Dichter gewagt, seiner Bewunderung für Frauen und Blumen zum Ausdruck

zu bringen. Dadurch fühlten sich Frauen an sexuelle Belästigungen erinnert, der Frauen alltäglich ausgesetzt seien. Außerdem reproduziere das Gedicht eine „patriarchale Kunsttradition“, die Frauen in Objekte männlicher Kunstproduktion verwandele. Hier in Gießen bringen junge Frauen ihre Tage damit zu, das Pflaster mit Warnungen vor „sexueller Belästigung“ wie dieser zu beschriften: „Ein Typ kommt auf mich zu, schaut mich an und sagt: Hey du!“ Oder an einer anderen Stelle: „Der Busfahrer zwinkerte mir zu und machte Kussgeräusche.“ Ich als „alter weißer Mann“ denke, wenn ich diese Inschriften lese: Sorgen von Töchtern aus gutem Hause. Mit solchen Vorfällen wird man leben müssen und auch können. Solange sich leibhaftige Menschen durch die Stadt bewegen und keine digitalen Homunkuli, muss man gelegentlich mit unangemessenen Verhaltensweisen rechnen. Man sollte sein Empörungspotenzial aber für wirkliche Sauereien aufheben und nicht leichtfertig verplempern. Und von denen gibt es ja mehr als genug.

Der Lenker meines vierzig Jahre alten Hollandrads hat sich gelockert, nachdem es ein Sturm im Laufe des Sommers einmal heftig hingeschmissen hat. Ein Bekannter warnte mich eindringlich davor, in diesem Zustand mit dem Rad noch weiter zu fahren, es könne zu einem üblen Sturz kommen. So habe ich es heute Mittag in der einzigen Werkstatt abgegeben, die solche Reparaturen noch ausführt. Das Rad zurücklassend, ging ich von dort aus zur Lahn. Auf dem Weg dahin ging ich über asphaltierte Wege, die die Krähen dazu nutzen, Wal-



Robert Conquest 1987

*Bild: Rob C. Croes (ANEFO), CC0, via
Wikimedia Commons*

nüsse aus großer Höhe fallen und aufplatzen zu lassen. Eine fiel direkt neben mir zu Boden und sprang auch tatsächlich auf. Ich raubte sie der Krähe und verspeiste sie im Gehen. Diese Krähe habe ich mir sicher nicht zum Freund gemacht. So bezog ich denn das Krächzen einer Krähe das ich beim Weitergehen vernahm, schuld bewusst auf mich. Ich setzte mich dann auf „meinem Steg“ in die Sonne. Aus gegebenem Anlass lese ich seit einigen Tagen in der Stalin-Biographie von Robert Conquest. Da Putin ein großer Stalin-Verehrer ist, erfährt man mutatis mutandis auch einiges über Putin. Und über die wechselvolle Geschichte der Ukraine. In diesem Zusammenhang hatte ich das Buch von Conquest auch schon mal erwähnt und empfohlen. Kaum hatte ich mich auf dem Steg niedergelassen, flog der erste Eisvogel vorüber, dem gleich darauf noch weitere folgten. Wenn ich die Wahl habe zwischen der Eisvogel-Beobachtung und der Lektüre eines Buches, entscheide ich mich in der Regel dafür, die Vögel zu beobachten. Das ist kein Argument gegen die jeweiligen Bücher, aber die laufen mir ja nicht weg. Irgendwann schliefen

vom etwas verkrampften Sitzen auf der Leiter meine Füße ein, und ich trat den Rückweg in die Stadt an. Hinter dem Stadtkirchenturm kam mir in einer Gasse eine junge Frau mit ihrem vielleicht dreijährigen Sohn entgegen, der sie auf einem kleinen Fahrrad umkreiste. Als sie in meiner Höhe war, sagte sie laut und energisch: „So, ich hab mir jetzt einen Anwalt genommen!“ Wahrscheinlich war das eine Kampfansage an einen bestimmten Mann, vermutlich den Vater des Jungen. Es könnte aber auch ihr Chef gemeint sein, der ihr übel mitgespielt oder sie entlassen hat. Sie könnte sie aber auch an die Welt im Allgemeinen adressiert haben, so als wollte sie sagen: „Jetzt lass ich mir nichts mehr gefallen, zieht euch warm an!“

„Nur mal fest stehn und laufen können. Es federte in seinen Beinen, er hatte keinen Boden unter sich.“

(Alfred Döblin)

Vor unserem Haus ist der Gehweg aufgerissen. Das Loch gibt den Blick frei in die sonst verborgenen Eingeweide der Stadt, die aus Röhren, Rohren und Kabeln besteht. Auf Männer aller Altersklassen übt dieses Loch eine große Anziehungskraft aus. Sie bleiben stehen, beugen sich über den Rand des Loches und starren hinein. Selbst kleine Knirpse zwingen ihre Mütter zum Stehenbleiben und überschütten sie mit Fragen zu den Leitungen und Rohren. Löcher erzeugen ein Schwindelgefühl, weil sie uns mit einem Abgrund konfrontieren und ein Verschlungenwerden in Aussicht stellen. Die Natur des Lochs ist dunkel und nächtlich, an seinem Grund liegt etwas verborgen. Was es ist, wissen wir nicht. Vielleicht das Nichts. Etwas von dem, was man vielleicht das Woyzeck-Gefühl nennen könnte, erfasst uns, wenn sich vor uns Abgründe auftun. Wo



Bild von [mh-grafik](#) auf [Pixabay](#)

gestern noch glatter Asphalt gewesen ist, ist heute ein Loch. „Alles hohl da unten“, sagt Woyzeck zu seinem Kumpel Andres. Der Wahnsinn kündigt sich an, die Welt erschließt sich als ein einziger Abgrund - den Menschen inbegriffen: „Jeder Mensch ist ein Abgrund, es schwindelt einem, wenn man hinabsieht.“ Einhundert Jahre später treffen wir dieses Woyzeck-Gefühl bei Franz Biberkopf erneut an. „Das Merkwürdigste auf der Welt ist der Mensch“, sagt er gelegentlich. Auch Biberkopf bewegt sich auf schwankendem Boden und starrt in Abgründe.

„Meine eigene Lösung: Bücher schreiben. Die Revolution in den Kopf zurücknehmen, aus dem sie gekommen ist. Dort schützen, aufbewahren, für neue Gelegenheiten trainieren.“

(Gerhard Zwerenz)

Ein Berliner Freund ist erschrocken über den Niedergang der Linken. Das Wahlergebnis der Linkspartei in Niedersachsen hat ihm klargemacht, dass es mit dieser Partei wohl endgültig vorbei ist. Noch lügen sich manche etwas in die Tasche, indem sie unterscheiden zwischen der Partei „Die Linke“ und der Linken als politischer Strömung. Diese könne man vergessen, jene werde aber weiterleben und sei nicht tot zu kriegen.

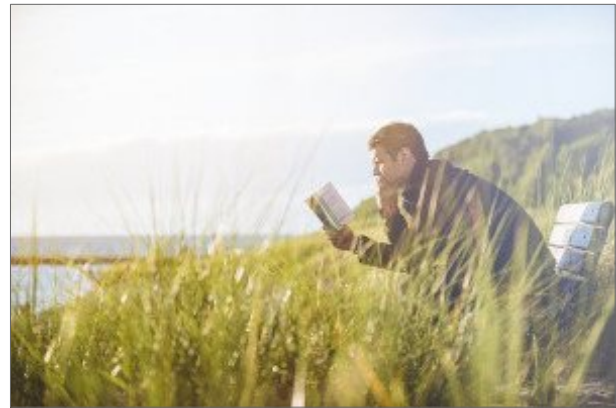


Bild von Pexels auf Pixabay

Freund C aus Berlin fragt die klassische linke Frage: „Und nun? Lesen, sich um die eigene Gesundheit kümmern, froh sein über die noch verbliebenen Jahre und Freunde, ansonsten innere Emigration?“

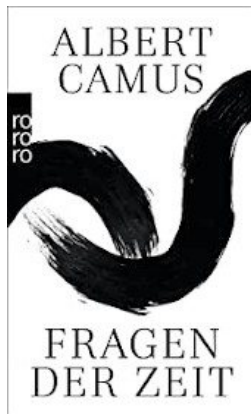
Ja, einstweilen bleibt uns nur der Weg in die Bücher und ins Innere. Jeder Maulwurf hat sein *sous terre*, sagte Hegel. Dorthin zieht er sich zurück, wenn oben nichts los ist. Im Sinne von Zwerenz: Die Revolution verschwindet wieder in dem Kopf, aus dem sie als kühne Idee entsprungen ist. Im Kopf festhalten, was wir für des Festhaltens wert erachten. Den Untergang protokollieren. Vielleicht will eines Tages jemand wissen, woran es lag, woran ich allerdings zweifle. Die Furie des Verschwindens geht um und saugt wie ein schwarzes Loch alles an und verschlingt es. Ein großes Vergessen wird sich breit machen. Unsere Erinnerungen werden wirken wie der Kaffeesatz, den man manchmal in Steingut-Töpfen nach dem Tod alter Leute im Keller findet. Die Erben oder neuen Mieter werden ihn mit spitzen Fingern des Ekels oder bestenfalls kopfschüttelnd entsorgen.

*„Wenn ein Gefangener erschossen wird
fliegt ein Spatz aus seinem Auge.“*

(John Berger)

Nachdem Nils Minkmar in der Wochenendausgabe der Süddeutschen Zeitung nochmal eine Lanze für Camus gebrochen hat, holte ich mir seine Nobelpreisrede von 1957 aus dem Regal und las sie. Der Band mit ausgewählten Texten von Camus heißt „Fragen der Zeit“

und ist im Jahr 1960 im Rowohlt-Verlag erschienen. Ein Cousin hat ihn mir zum Abitur geschenkt. Selbst wenn ich die Rede damals gelesen haben sollte, verstanden habe ich sie zu jener Zeit gewiss nicht. Dem Umstand, dass Camus an meinem neunten Geburtstag im Facel Vega von Michel Gallimard auf so mysteriöse Weise zu Tode kam, habe ich, seit ich von dieser Koinzidenz weiß, eine dunkle Bedeutung beigemessen.



Rowohlt-Verlag, 10. Aufl.,
2/92; 256 S., 12 €
ISBN: 978-3499221958

Camus spricht an jenem 10. Dezember 1957 in Stockholm über die Aufgabe des Schriftstellers, und ich finde seine Ausführungen zu diesem Punkt höchst aktuell: „Seiner Bestimmung gemäß kann er sich heute nicht in den Dienst derer stellen, die Geschichte machen: er steht im Dienst derer, die sie erleiden. Andernfalls sieht er sich allein und seiner Kunst beraubt. Alle Armeen der Tyrannei mit ihren Millionen von Menschen werden ihn der Einsamkeit nicht entreißen, sogar und vor allem, wenn er einwilligt, sich ihrem Schritt anzupassen. Aber das Schweigen eines Unbekannten, am anderen Ende der Welt der Demütigung preisgegebenen Gefangenen genügt, um den Schriftsteller aus dem Exil zu erlösen, jedesmal zumindest, da es ihm gelingt, über den ihm gewährten Vorrechten der Freiheit dieses

Schweigen nicht zu vergessen und es aufzunehmen, um ihm durch die Mittel der Kunst Wiederhall zu verleihen.“

Die gegenwärtige Generation sei gezwungen, fährt Camus fort, „sich eine Lebenskunst für Katastrophenzeiten zu schmieden, um ein zweites Mal geboren zu werden und dann mit offenem Visier gegen das instinktive Todesverlangen anzukämpfen, das in unserer Geschichte am Werk ist. Jede Generation sieht zweifellos ihre Aufgabe darin, die Welt neu zu erbauen. Meine Generation jedoch weiß, dass sie sie nicht neu erbauen wird. Aber vielleicht fällt ihr eine noch größere Aufgabe zu. Sie besteht darin, den Zerfall der Welt zu verhindern. Als Erbin einer morschen Geschichte, in der verkommene Revolutionen, tollgewordene Technik, tote Götter und ausgelaugte Ideologien sich vermengen, in der Mächte ohne Größe heute wohl alles zu zerstören, aber niemand mehr zu überzeugen vermögen, in der die Intelligenz sich so weit erniedrigt, dem Hass und der Unterdrückung zu dienen, sah diese Generation sich vor die Aufgabe gestellt, einzig von ihrer Ablehnung ausgehend, in sich und um sich ein wenig von dem, was die Würde des Lebens und des Sterbens ausmacht, wiederherzustellen.“

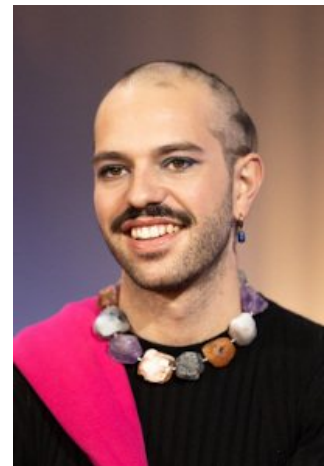


Bild von Silvia auf Pixabay

Mitte Oktober – und es ist noch einmal sommerlich warm geworden. Es zog mich zur Lahn und ich bin tatsächlich noch einmal in den Fluss gestiegen, wenn auch nur für Momente. Dann saß ich auf dem Steg und las in einem Buch, das ich heute Mittag im öffentlichen Bücherschrank entdeckt habe. Mitgenommen habe ich es nicht wegen des Autors, der mir unbekannt war, sondern weil Arthur Koestler ein Vorwort beigesteuert hat. Koestler ist einer meiner Heroen. Das Buch stammt von dem 1901 geborenen Fred Uhlmann und heißt *Der wiedergefundene Freund*. Erschienen ist es im Diogenes Verlag. Es schildert die Freundschaft zweier Jungen, die vor der Machtübernahme der Nazis gemeinsam ein Stuttgarter Gymnasium besuchen. Hans ist der Sohn eines jüdischen Arztes und seiner Frau, Konradin entstammt einem alten deutschen Adelsgeschlecht. Sie teilen die Leidenschaft für Literatur, Musik und Natur. Sie unternehmen ausgedehnte Wanderungen durch die Württembergische Landschaft und führen ernste philosophische Gespräche, wie sie damals unter Jugendlichen an der Schwelle zum Erwachsenwerden vorkamen. Beide sind gewillt, etwas aus ihrem Leben zu machen und wollen herausfinden, welchen Sinn ihr Leben besitzt, oder besser: welchen Sinn sie ihrem Leben verleihen können. Dann wird die Entwicklung ihrer Freundschaft von der Geschichte unglücklich geschnitten. Etwas Objektives mischt sich ins scheinbar Private ein und erweist sich als mächtiger als die Wünsche und Sehnsüchte der beiden Jungen. Die reiche, adlige Familie schwenkt ins Hitler-Lager ein. Frau von H sagte: „Gott hat ihn uns gesandt.“ Auch Konradin setzt seine Hoffnungen auf Hitler, während Hans mehr und mehr antisemitischen Anfeindungen ausgesetzt ist. Ihre Freundschaft geht darüber vor die Hunde. Die Eltern von Hans begehen Selbstmord, ihm selbst gelingt es, nach Amerika zu entkommen, wo er ein Studium auf-

nimmt und ein erfolgreicher, aber in dieser Rolle nicht glücklicher Rechtsanwalt wird. Nach dem Ende des Krieges erreicht ihn ein Bittbrief seines ehemaligen Stuttgarter Gymnasiums mit dem Aufruf, einen finanziellen Beitrag für eine Gedenktafel mit den Namen der im Zweiten Weltkrieg gefallene Schüler zu leisten. „Das waren Jungen, die ich jahrelang gekannt hatte, die also lebendig gewesen waren und voller Hoffnung, die gelacht und gelebt hatten wie ich.“ Hans überfliegt nach längerem Zögern die Liste mit den Namen der umgekommenen Schüler und stößt schließlich auf den Eintrag: „von Hohenfels, Konradin, beteiligt am Attentat auf Hitler. Hingerichtet.“ Nun ist der Riss, der sich zwischen den beiden aufgetan hat, posthum wieder gekittet, und Hans kann am inneren Bild des einstigen Freundes festhalten. Gelebt werden kann die Freundschaft leider nicht mehr. Dafür ersteht sie noch einmal auf in dieser Novelle, die dem Freund und der Freundschaft ein Denkmal setzt. Sie hinterlässt, wie Koestler bemerkt, „einen Nachgeschmack wie der Duft eines Landweins in einer dunkelgetäfelten Schenke am Neckar oder am Rhein. ... Hunderte dicker Bände sind über die Jahre geschrieben worden, in denen die Herrenrasse ihre Reinheit wahren wollte, indem sie aus Leichen Seife machte. Ich bin jedoch überzeugt, dass gerade dieses kleine Buch sich auf die Dauer behaupten wird.“ Dem kann ich mich nur anschließen und hoffe, durch diese Erinnerung ein klein wenig dazu beizutragen.

Die Vergabe des Deutschen Literaturpreises an Kim de l'Horizon ist ein Kotau vor dem Zeitgeist, und der scheint *queer* zu sein. Anders kann ich mir diese Entscheidung nicht erklären. Ein Freund las mir vorhin am Telefon ein paar Passagen aus dem preisgekrönten Buch vor, die mir hypersexualisiert vorkamen und sich anhörten, als stammten sie aus einem miesen Schwulenporno aus dem Zeitalter der Verklemmtheit. Wir bekamen ein Gefühl der Peinlichkeit, über das wir natürlich mal selbstkritisch nachdenken könnten. Muss aber nicht unbedingt sein, manches ist einfach peinlich, queer hin oder her. Ich empfand l'Horizons Auftritt bei der Preisverleihung als eine einzige narzisstische Kasperei und eines Preisträgers unwürdig. Unter dem Deckmantel der Solidarität mit den Frauen im Iran hat er/sie/es eine gigantische Selbstinszenierung betrieben, um einen Mehrwert auf dem Markt der Aufmerksamkeitsökonomie zu erzielen. Wie ja dieser Mensch überhaupt eine einzige Selbstinszenierung darstellt. Ich hatte bei den Szenen, die ich von der Preisverleihung sah, nicht einen Moment das Gefühl, etwas Authentischem beizuwohnen. Identitätslosigkeit ist in der queeren Szene ja Programm. Die Begeisterung, mit der die Entscheidung der Jury von einem Großteil der Medien und der Öffent-



Kim de l'Horizon
Frankfurter Buchmesse 2022
Harald Krichel, [CC BY-SA 4.0](#)
via [Wikimedia Commons](#)

lichkeit aufgenommen wurde, verweist darauf, dass wir einen Menschentyp auf der Bühne sahen, dem die Zukunft gehören könnte. Wie jeder neue Sozialcharakter, ist auch der Aufstieg dieses neuen Typs von Anfeindungen begleitet. Die Träger älterer Subjektstrukturen und Haltungen fühlen sich bedroht und reagieren mit Feindseligkeit und Hass. Dieser hat sich, wie üblich, vor allem in den sogenannten sozialen Netzwerken entladen und dazu geführt, dass Kim l'Horizon von einem von seinem Verlag bestellten Sicherheitsdienst geschützt wird. In Termini des englischen Publizisten David Goodhart (siehe [Corona-Tagebuch Teil 31](#)): Die großstädtischen *Anywheres* werden ihn feiern, die eher ländlich-provinziellen *Somewheres* werden ihn ablehnen oder gar hassen. Mit Hilfe der Kategorien von Goodhart lassen sich etliche Konflikte der Gegenwart einigermaßen begreifen. Deren Brauchbarkeit lässt sich noch steigern, wenn man sie mit Erkenntnissen anreichert, die wir dem amerikanischen Psychohistoriker Lloyd deMause verdanken und die ich hier nur kurz anteißen kann. Wie ein „Volk“ bei näherem Hinsehen in lauter Teilvölker zerfällt, also keineswegs homogen ist, so existieren immer auch verschiedene Mentalitäten im gleichen gesellschaftlichen Raum. Auf der Basis verschiedener Kindheitsmuster bilden sich unterschiedliche „Psychoklassen“ aus, welche die Wirklichkeit anders wahrnehmen und interpretieren, unterschiedlich denken, fühlen und handeln. So wird in den Rucola- und Smoothie-Bezirken der Großstädte, im Milieu der Hipster und Hornbrillenträger anders auf die Mobilitäts- und Flexibilitätsimperative der Gegenwart und auf Zuwanderung reagiert, als in den ländlichen Gebieten des Ostens oder im Bayerischen Wald. Wo die einen neue Chancen und eine Bereicherung erblicken, fühlen die anderen sich diffus bedroht. Das gilt mutatis mutandis auch für den Umgang mit der LGBT-Community, als deren Repräsentant wir Kim l'Horizon betrachten können.

Der Sozialcharakter des flexiblen Kapitalismus ist ein indifferentes Wesen ohne stabile Identität und mit einer fluiden psychischen Struktur. Jede Festlegung und Bindung würde die Flexibilität und Mobilität einschränken. Das vollendete Geldsubjekt hat kein Geschlecht, ist für alles offen, bereit, sich je nach Marktlage umzuorientieren. Der

wahrhaft kapitalistische Mensch hat kein Geschlecht. Dem Geld ist es schnuppe, ob einer schwul, eine lesbisch oder nichts von alldem ist. Hauptsache, es lässt sich Gewinn aus seiner Arbeitskraft schlagen. Manche Firmen sind sogar regelrecht versessen auf Transgender-Menschen und Diverse, weil sie als besonders kreativ und empathisch gelten. Empathie und Kreativität sind die neuen Produktivkräfte im digitalen Kapitalismus. Angehörige von verfeimten Minderheiten sind oftmals genötigt, ihren Intellekt zu schärfen und erfinderisch zu sein, um ihr Überleben in einer feindlichen Umgebung zu sichern. Diese Fähigkeiten machen sie zu begehrten Objekten kapitalistischer Begierden. Gefeierte wird nicht mehr der Held der Arbeit, sondern ein menschliches Chamäleon. Nach Erich Fromm ist der Sozialcharakter ist so etwas

Der Sozialcharakter des flexiblen Kapitalismus ist ein indifferentes Wesen ohne stabile Identität und mit einer fluiden psychischen Struktur

wie der Treibriemen zwischen der ökonomischen Struktur der Gesellschaft und den jeweils herrschenden Ideen. Es besteht eine Wechselwirkung zwischen ökonomischer Basis und der Welt der Ideen, die auf die Basis zurückwirken. Der Sozialcharakter vermittelt

nach beiden Richtungen. Die Mitglieder der Gesellschaft und/oder ihrer verschiedenen Klassen haben sich derart zu verhalten, dass sie in dem von der Gesellschaft geforderten Sinne funktionieren. Der Sozialcharakter hat die Aufgabe, die Energien der Gesellschaftsmitglieder so zu formen, dass ihr Verhalten nicht mehr einer bewussten Entscheidung bedarf; dass die Menschen vielmehr so handeln wollen, wie sie handeln sollen, und dass sie gleichzeitig darin eine Genugtuung finden, sich gemäß der gesellschaftlichen Normen und Werte zu verhalten. Mit anderen Worten: Der Gesellschaftscharakter hat die Aufgabe, die menschlichen Energien so zu formen, dass sie das reibungslose Funktionieren einer gegebenen Gesellschaft garantieren. Im 19. Jahrhundert brauchte der Kapitalismus Menschen, die sparsam und fleißig waren, um die Mitte des 20. Jahrhunderts brauchte er Menschen, die ein leidenschaftliches Interesse am Geldausgeben und am Konsum hatten, der gegenwärtige Kapitalismus verlangt Menschen, die sich nicht festlegen, alle Zuschreibungen von sich weisen und bereit sind, sich permanent „umzumontieren“ und rund um die Uhr online verfügbar zu sein. Und zwar aus freien Stücken und mit Begeisterung, gern auch drogenbasiert. Verschiebungen und Sprünge im gesellschaftlich gewünschten Subjektaufbau kündigen sich oft im kulturellen Bereich, also im Überbau, an. Hier betrat in den 20er Jahren des 20. Jahrhunderts der Narzissmus zum ersten Mal im nennenswerten Umfang die gesellschaftliche Bühne. Vielleicht war die diesjährige Buchpreisverleihung nach dem Auftritt von Conchita Wurst beim Eurovision Song Contest 2014 der nächste große öffentliche Auftritt eines neuen Sozialcharakters, den ich in Ermangelung eines besseren Begriffs einstweilen den *digitalen Homunculus* nennen möchte. Eine Kreuzung aus Bambi und Dracula, wie Pascal Bruckner einmal gesagt hat, die Alter und Geschlecht hinter sich gelassen hat und irgendwann komplett aus dem 3D-Drucker kommen wird.

**Der wahrhaft kapitalistische
Mensch hat kein Geschlecht.
Dem Geld ist es schnuppe, ob
einer schwul, eine lesbisch
oder nichts von alledem ist**

Wegen eines Brandes mussten Geflüchtete aus der Ukraine am Mittwochabend (19. Oktober 2022) aus ihrer Unterkunft in Groß Strömkendorf bei Wismar im Bundesland Mecklenburg-Vorpommern fliehen. Bewohner und Betreuer konnten das Haus rechtzeitig verlassen, so dass glücklicherweise niemand verletzt wurde. Bei mir wurden unmittelbar Erinnerungen an die 1990er Jahre wach, als Rechtsradikale in Rostock-Lichtenhagen, Hünxe, Mölln und Solingen Brandanschläge auf Flüchtlingsunterkünfte verübten. Die Erfahrung zeigt, dass ein solcher Anschlag wie ein Fanal wirken und weitere nach sich ziehen kann. Vor allem das mediale Echo wirkt wie ein Brandbeschleuniger. Hoffen wir, dass das dieses Mal

anders ist. Leider zeigt ein Blick in die Geschichte, dass Krisenzeiten das Sündenbock-Bedürfnis wachsen lassen. Die Menschen sind auf der Suche nach Gruppen, denen sie die Schuld an ihrer Misere zuweisen können. Da die wahren Schuldigen sich meist außerhalb ihrer Reichweite befinden, halten sie sich an Ersatzopfer, die ihnen die populistische Propaganda zurechtrückt. Auch CDU-Chef Friedrich Merz hat hieran mitgewirkt, als er unlängst mit Blick auf Geflüchtete aus der Ukraine von *Sozialtourismus* sprach. Da kann man sich hinterher so oft entschuldigen wie man will, die Lunte ist gelegt. Der Schriftsteller Bodo Morshäuser merkte zu dieser verschwiegene Arbeitsteilung zwischen rechten Politikern und nächtlichen Vollstreckern bereits in den 1990er Jahren an: „Wenn der Schlips vor Scheinwerfern ‚Ausländerbegrenzung‘ fordert, löst der Stiefel sie in der Dunkelheit ein. Dass aus Wörtern Taten geworden sind, will der Schlips danach nicht mit sich selbst in Zusammenhang gebracht wissen.“

Für Geflüchtete, die aus ihren zerbombten und brennenden Häusern in der Ukraine geflohen sind, bedeutet eine solche Erfahrung mit großer Wahrscheinlichkeit eine Retraumatisierung. Es ist in jedem Fall ein Akt der Barbarei.

Unbekannte hatten in der Nacht zum Freitag, dem 28. Oktober 2022, Fensterscheiben eines Bautzener Hotels eingeworfen, in dem demnächst eine Asylunterkunft eingerichtet werden sollte. Im Anschluss war im Inneren des Gebäudes ein Brand ausgebrochen. Vier Personen, die im Haus übernachteten, sind laut Polizei nicht verletzt worden. Bautzen hat in puncto Rechtsradikalismus, Ausländerhass



Bild von [Anja-#pray for ukraine# #helping hands# stop the war](#) auf Pixabay

und Brandstiftung eine lange Tradition. Unter anderem war das gleiche Hotel im Jahr 2016 bereits einmal Ziel eines Brandanschlags, weil man dort Flüchtlinge einquartiert hatte. Die Brandstifter wurden bis heute nicht ermittelt.

Gestern Abend, es war bereits dunkel, war mir, als hörte ich durch den Verkehrslärm hindurch - oder über ihn hinweg - die schrillen Schreie von Kranichen. Ich betrat den Balkon, und nun hörte ich es klar und deutlich: Kraniche zogen nach Süden. Irgendwo in der Wetterau haben sie ihre Schlaf- und Ruheplätze, die sie wahrscheinlich ansteuerten. Die Vögel fliegen in einem keilförmigen Verband, um den Flügelschlag des Vordervogels als eine Art

Aufwind zu nutzen und auf diese Weise Energie zu sparen. Das haben die Kraniche auch schon vor Putin getan und werden es auch nach ihm noch tun.

Meine Cousine Dorothea ist gestorben. Am Donnerstag ist sie einem Krebsleiden nach langem Aufbäumen erlegen. Ich habe sie, die alle Teia nannten, von klein auf gekannt und sehr gemocht. Sie nannte mich „Brüderchen“, was auf die Zeit unserer ersten Begegnungen zurückgeht. Ich habe von meinen frühen Verschickungen, unter anderem nach Hanau in ihr Elternhaus, an anderer Stelle berichtet ([DHP Teil 37](#)). Teia war die Jüngste von acht Geschwistern und hatte sich vielleicht einen kleinen Bruder gewünscht, der ihr nun in meiner Gestalt zumindest in den Ferien vorübergehend zuwuchs. Sie war sieben Jahre älter als ich und aus meiner Perspektive beinahe schon eine Erwachsene. Für sie war ich eben das „Brüderchen“ und bin es in gewisser Weise immer geblieben.

Teias Optimismus und ihre Fröhlichkeit waren für mich ein heilsames Korrektiv für meine doch eher pessimistische Weltsicht. Seit ich im Jahr 2007 zum ersten Mal länger am Edersee weilte, haben wir uns regelmäßig getroffen. Oft sind wir - das heißt sie, ihr Mann Günter, ihr Hund und ich - spazieren gegangen und haben dabei intensive Gespräche geführt. Teia kannte Pflanzen und Vögel und sie hat mir im Gehen manches beigebracht und gezeigt. Giersch und Gundermann habe ich zum Beispiel durch sie kennengelernt. Zu ihrem Haus gehörten Hund und Katze, auf dem großen mit Bäumen bestandenen Grundstück lebten Ziegen, Schafe, zwei Esel und eine wechselnde Anzahl von Pferden. Teia war mein einziger Kontakt zur Familie, mit der ich weitgehend gebrochen habe. Nur zu einem meiner Halbbrüder habe ich noch einen flüchtigen Kontakt. Er hat mich vor Jahren einmal zu Teia und Günter begleitet. Da war sie noch gesund oder wusste jedenfalls noch nichts von ihrer Krankheit.

Teia war mit Günter, der evangelischer Theologe ist, lange in Lateinamerika, wo er in einer abgelegenen Gegend in Paraguay eine Gemeinde betreute. Die Befreiungstheologie Leonardo Boffs hatte den jungen Theologen angezogen und Teia und Günter nahmen an den Kämpfen und Auseinandersetzungen jener Jahre intensiv teil. Anfang der 1980er Jahre kehrten sie nach Deutschland zurück. Günter wurde Pfarrer in einer Gemeinde am Edersee, Teia arbeitete an einer Grundschule im gleichen Ort. Sie unterrichtete die Kinder, Günter konfirmierte sie später. Sie hatten beide großen Anteil am Wiederaufbau der Synagoge und der Gestaltung eines eindrucksvollen und reichhaltigen Kulturprogramms, das seither dort stattfindet. Als 2015/16 Flüchtlinge in Deutschland Zuflucht suchten und fanden, engagierte sich die beiden in der Betreuung der neu Angekommenen. Sie beherbergten eine afghanische Mutter mit drei ihrer Kinder im Erdgeschoss ihres Hauses und kümmerten sich hingebungsvoll um deren Integration. Deren Kämpfe waren auch ihre Kämpfe und dass diese im wesentlichen glimpflich ausgingen, ist auch ihr Verdienst. Teia sprühte fast bis zuletzt vor Energie und war guter Dinge,

dass alles noch eine glückliche Wendung nimmt und sie und der Planet noch zu retten sind. Wahrscheinlich stammte ein Teil ihrer Zuversicht aus ihrem Glauben. Da mir diese Hoffnungsquelle nicht zur Verfügung steht, stand ich oft staunend vor ihrem nicht versiegenden Optimismus. Sie wird eine schmerzliche Lücke hinterlassen und vielen Menschen fehlen. Unter anderem mir. Teia ist für mich aufs Engste mit dem Gesang der Lerche verknüpft. Einmal hörte ich auf dem Weg zu ihr die ersten Feldlerchen des Jahres. Ihr quirlendes Lied ist von alters her die Begleitmusik des Frühlings. Später sah ich sie auch, wie sie im blauen Himmel über den Wiesen flatternd kreisten und beim Fliegen zwitscherten. Die Leichtigkeit der Lerchen und Teias fröhliche Lebendigkeit passten irgendwie gut zusammen. In Zukunft werde ich, wenn ich eine der immer seltener werdenden Vögel höre und sehe, für einen Moment denken, Teia ist vielleicht in Gestalt einer Lerche wiedergekehrt.

Gestern waren wir auf Teias Beerdigung in jenem Dorf am Edersee, wo sie Lehrerin gewesen ist. Es hatte sich in und vor der Friedhofskapelle eine große Menschenmenge versammelt. Der Gottesdienst wurde per Lautsprecher nach draußen übertragen. Es war ein würdiger und Teia angemessener Abschied. Wir haben Günter nur flüchtig begrüßen können. Wir denken viel an ihn. Er muss jetzt das Kunststück fertig bringen, nach einem beinahe sechzigjährigen Beisammensein allein und wie amputiert weiterzuleben. Hoffentlich gelingt es ihm. Ich werde ihn in den nächsten Tagen mal anrufen.

„In ihrem Inneren – da, wo andere ohne langes Suchen auf ihr Gewissen und auf Schuldgefühle stoßen – finden diese Vierzehn- oder Siebzehn-, Achtzehnjährigen nichts vor. Das gesamte System der inneren Regulierung des Sozialverhaltens ist bei ihnen ausgelöscht. Vom Gesellschaftsvertrag hat sich nichts, kein einziger Satz, dem geschichtlich gewordenen verinnerlichten Text eingeschrieben, der das Selbst konstituiert. Da ist kein verhaltenssteuerndes Gewissen mehr.“

(Barry Sanders: Der Verlust der Sprachkultur)

Das Amtsgericht Frankfurt hat eine 15-Jährige verurteilt und zur Teilnahme an erzieherischen Maßnahmen verurteilt. Das Mädchen hatte mit dem Attentäter von Uvalde am Tattag geschattet, der an einer Schule in Texas 19 Kinder und zwei Lehrerinnen erschossen hat. (Siehe [Teil 53 Der Tod im Leben](#)) Der Täter hatte ihr geschrieben, er habe gerade seiner Großmutter in den Kopf geschossen und werde jetzt eine „Grundschule zerschießen“. Sie quittierte diese Mitteilung mit dem Wort „cool“. Unternommen hatte das Mädchen zunächst nichts. Erst als sie aus den sogenannten sozialen Medien vom Amoklauf erfahren hatte, bat sie eine andere



Bild von [Alexa](#) auf [Pixabay](#)

Jarett Kobek 
**ich
hasse
dieses
inter-
net.** Roman

FISCHER Tb,
11/ 2017)
368 S. 12 €
ISBN: 978-
3596297863



S. Fischer; 1/1995
ISBN: 978-
3100768032
gebraucht

Person aus den USA, mit der sie ebenfalls gechattet hatte, nach der Großmutter zu schauen. Der Kommentar des Mädchens zur Ankündigung des Massenmords zeugt von einer systematischen Desensibilisierung, die das Spielen gewalthaltiger Computerspiele bewirkt hat, was sie unter anderem mit dem späteren Täter betrieben hat. Es ist immer wieder erschreckend zu sehen, welche Verheerungen

Internet, soziale Medien und Onlinespiele bei Kindern und Heranwachsenden anrichten. Wir wissen es nun schon seit Langem, aber unternehmen nichts und lassen es zu, dass eine moralische Verwilderung um sich greift, die das gesellschaftliche Zusammenleben gefährdet und irgendwann unmöglich macht. Ich fürchte, dass die vom Gericht angeordneten Erziehungsmaßnahmen nichts finden, an dem sie andocken können und ins Leere gehen. Wo die sogenannte primäre Sozialisation nicht den Weg gebahnt und Grundlagen geschaffen hat, werden auch spätere moralische Aufforstungsversuche nicht fruchten. Ab einem bestimmten Punkt lassen sich moralische Zerfallsprozesse nicht mehr aufhalten. Liebe Leute, lest Jarett Kobeks Roman *ich hasse*

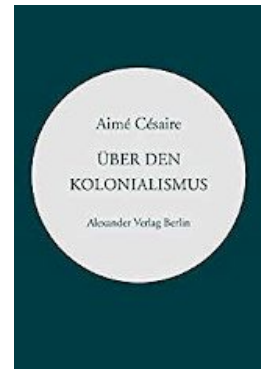
dieses Internet und Barry Sanders: *Der Verlust der Sprachkultur – Die Pistole ist das Schreibgerät der Analphabeten*. Beide Bücher sind auf Deutsch 2016 beziehungsweise 1995 im Verlag S. Fischer erschienen.

Wo wir gerade dabei sind: Vor einer Woche hat in Ludwigshafen ein 25-jährigen Somalier auf

der Straße drei Männer mit einem Messer angegriffen. Zwei von ihnen starben, der dritte überlebte schwer verletzt. Der Täter wurde von der Polizei niedergeschossen, befindet sich inzwischen auf dem Weg der Genesung. Zwischen Täter und Opfern bestand keine Beziehung, die Wahl der Opfer erfolgte zufällig. Wie fast immer in solchen Fällen suchen die Ermittler bislang vergeblich nach dem Motiv der Tat. Auch der Täter wird ihnen hier nicht weiterhelfen können. Würde er sein Motiv kennen, hätte er die Tat nicht begangen. Zur Konjunktur der Messerattacken habe ich mich letztes Jahr auf Telepolis ausführlich geäußert:

<https://www.heise.de/tp/features/Wuerzburg-Amok-oder-Terror-6121294.html>

In dem Herkunftsland des mutmaßlichen Täters herrscht übrigens seit Jahrzehnten ein Bürgerkrieg, dem Tausende zum Opfer gefallen sind. Grausamkeit und Hunger prägen dort die Erfahrungen aller. Solche Barbareien kann man oft auch nach einer gelungenen Flucht nicht einfach hinter sich lassen. Sie machen wie blinde Passagiere die Reise nach Europa mit und können urplötzlich und aus scheinbar heiterem Himmel von einem Besitz ergreifen. So hat Aimé Césaire recht behalten, als er schon vor Jahrzehnten in seinem Buch *Über den Kolonialismus* davon sprach, dass die koloniale und imperiale Gewalt in die Mutterländer zurückschlagen und dort zu einer „Rebarbarisierung“ und „Verwilderung“ des gesellschaftlichen Klimas führen werde, eine Erfahrung, die sich später in den USA im Kontext der Kriege in Vietnam, Afghanistan und im Irak bestätigte. Für die Sowjetunion und später Russland wird man ähnliche Kriegsfolgen nachweisen können. Der im Exil lebende russische Autor Nicolai Lilin hat die Folgen seines Einsatzes im Tschetschenien-Krieg am eigenen Leib erfahren und in seinem Buch *Freier Fall* erschütternd beschrieben. (Siehe [DHP 51, Die Geköpfte Taube](#))



Alexander; Neuauflage (2/2021), 148 S., Paperb., 15 €
ISBN: 978-3895815522

Baron Münchhausen droht samt Pferd in einem Morast zu versinken, weil er sich bei einem Sprung verschätzt hatte. „Hier hätte ich unfehlbar umkommen müssen, wenn nicht die Stärke meines eigenen Armes mich an meinem eigenen Haarzopf, samt dem Pferd, welches ich fest zwischen meine Knie schloss, wieder herausgezogen hätte.“ Arthur Koestler hat sich und uns diese Geschichte des Lügenbarons zur Nachahmung empfohlen. Koestler litt zeitlebens unter Ängsten. Die Urangst, abgekürzt „Ura“, trat in immer neuen Verkleidungen auf. „Eines Tages aber, ich las gerade Münchhausens Abenteuer, kam mir eine Eingebung. Ich las die wundervolle Geschichte, in der der ruhmredige Baron in einen Sumpf fällt



Baron Münchhausen

Foto: Bild von [Wikimages](#) auf [Pixabay](#)

und tiefer und tiefer einsinkt. Er steckt bereits bis zum Kinn in der schlammigen Masse, und seine Minuten scheinen gezählt, da rettet er sich durch einen einfachen Kunstgriff, den eigenen Zopf zu packen und sich herauszuziehen. Diese Selbstrettung des Barons begeisterte mich derart, dass ich laut auflachte – und im gleichen Moment löste sich das Problem, das mich so lange verfolgt hatte. Auch ich konnte mich aus dem Sumpf meiner Ängste ziehen ... Es ist meine tiefe Überzeugung, dass der Mensch die Kraft besitzt, sich an seinen eigenen Haaren aus dem Sumpf zu ziehen. Der Baron im Sumpf, abgekürzt ‚Basu‘, Besieger von ‚Ura‘, war zugleich zum Glaubensartikel und Symbol geworden.“ Bei mir hat die Münchhausen-Koestler-Methode bisher nicht so richtig funktioniert. Vielleicht muss ich mit meinem alten Expander noch ein wenig die Kraft meines Armes trainieren.



Über das Titelphoto

Das Foto zeigt eine Skulptur von Matthes I. von Oberhessen, die „Noahs Irrtum“ heißt. Sie ist Teil eines Kunstweges, den man auf dem Hessischen Dünsberg begehen kann. Sie stellt einen sitzenden Menschen dar, der nachdenklich auf ein Boot schaut, das ein paar Schritte weiter auf dem Waldboden liegt. Ich bin dutzende Male an dieser Skulptur vorbeigegangen, bis ich mich plötzlich in ihr erkannte. „Unser Scheitern“ nenne ich sie seither. Die Flüsse, wie wir mal befahren haben, führen kein Wasser mehr; wir, die Linken, sitzen auf dem Trockenen und müssen warten, bis die Flüsse wieder Wasser führen und unsere Boote heben. Oft setze mich auf den Rand des Bootes und denke nach oder mache mir Notizen. Das Bild vom Schiff, das auf dem Trockenen liegt und seine Passagiere zum Warten nötigt, hat Peter Brückner gern verwandt, um seine und unsere Lage nach dem Ende der antiautoritären Revolte zu beschreiben. Bei einer neuerlichen Beschäftigung mit Marx stieß ich unlängst darauf, dass Heinrich Heine diese Metapher bereits in einem „Lebensfahrt“ betitelten Gedicht gebrauchte, das er schrieb, nachdem er Marx und sein Umfeld in Paris kennengelernt hatte: „Ich hab‘ ein neues Schiff bestiegen mit neuen Genossen.“ Bei Heine herrscht die Euphorie des Aufbruchs, bei Brückner und uns Heutigen dominieren die Melancholie des Scheiterns und die Ungewissheit, ob die Flüsse jemals wieder Wasser führen werden und, wenn ja, ob wir über Schiffe verfügen, mit denen wir sie befahren können.

Über den Autor

Götz Eisenberg ist Sozialwissenschaftler und Publizist. Er arbeitete jahrzehntelang als Gefängnispsychologe im Erwachsenenstrafvollzug. Er ist Mitinitiator des Gießener Georg-Büchner-Clubs. Eisenberg arbeitet an einer „Sozialpsychologie des entfesselten Kapitalismus“, deren dritter Band unter dem Titel „Zwischen Anarchismus und Populismus“ 2018 im Verlag Wolfgang Polkowski in Gießen erschienen ist.

Kontakt:

goetz_eisenberg@web.de

☛ [Alle bisherigen Texte von Götz Eisenberg im Magazin Auswege](#)

☛ [Alle aktuellen Texte im GEWerkschaftsMAGAZIN](#)